This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PJ
2377
K9273

YC147359

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·

# Franz von Kleist.

Eine litterarische Ausgrabung

von

Dr. Julius Schwering.

Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1892.

Zweigniederlassungen in Münster i. W., Osnabrück und Mainz.

BURDACH

PT2377
K9273

# Vorwort.

Auf den verschollenen Dichter Franz von Kleist wurde ich aufmerksam beim Studium der Quellen, welche der östreichische Dramatiker Franz Grillparzer für sein Trauerspiel: „Sappho" benutzt hat. Vier und zwanzig Jahre vor Grillparzer hat nämlich schon Franz von Kleist eine „Sappho" geschrieben, und die Vergleichung seines Dramas mit der Tragödie des Östreichers ergab so überraschende Übereinstimmungen, daß ich in meinem Buche „Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele, auf ihre litterarischen Quellen und Vorbilder geprüft, Paderborn, Ferdinand Schöningh 1891" den Nachweis führen konnte, daß der große Wiener Tragiker die Sappho von Kleist gekannt und als Vorlage gebraucht hat. Das Interesse, welches meine Entdeckung in litterarischen Kreisen erregte, suchte alsbald ein Berliner Schriftsteller, Paul Ackermann, für sich auszubeuten. Unter dem Titel: „Franz von Kleist. Eine litterarische Ausgrabung" veröffentlichte er eine kurze Biographie des Dichters und wies darin u. a. auf Kleist als Vorarbeiter Grillparzers hin. Da der Verfasser an dieser Stelle mein Werk nur in einer Fußnote erwähnt, so glaubt jeder unbefangene Leser, die Ergebnisse Ackermannschen Forscherfleißes in dieser Untersuchung vor sich zu haben. Thatsächlich sind jedoch die angeführten Belegstellen mitsamt dem erklärenden Texte und einem Druckfehler fast wörtlich meinem Buche entnommen.[1] Der übrige Teil der Broschüre setzt sich zumeist aus Entlehnungen aus der „Allgemeinen deutschen Biographie" aus Franz

[1] Vergl. in meinem Buche S. 19 ff. und S. 36 f. mit Ackermann S. 15 ff.



M344757

Maurers Einleitung zu Kleists „Vermischten Schriften“ und aus „dem Grundriß der deutschen Dichtung“ von Karl Gödeke zusammen.[1] Neu ist in der Ackermannschen Schrift nur die Berichtigung eines Irrtums Gustav Könneckes, welcher in seinem „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur“ ein Porträt Kleists und seiner Familie, das sich als Titelkupfer in dessen Dichtung „das Glück der Ehe“ findet, für ein Familienbild Schillers ausgiebt. Die biographischen Mitteilungen Ackermanns sind vielfach verworren und unrichtig, seine ästhetisch-kritischen Bemerkungen zu den Werken Kleists zeugen von einer großen Überschätzung des Dichters. Franz von Kleist hat nicht ein einziges poetisches Erzeugnis hinterlassen, das uns sittlich wie ästhetisch befriedigt, sein jugendliches Schaffen hat aber anregend und fördernd auf andere Dichter unserer Nation eingewirkt. Für einen Litterarhistoriker wird daher eine Darstellung seines Lebens und Wirkens immerhin von Interesse sein.

---

[1] So heißt es z. B. in der Allgemeinen deutschen Biographie: „Daß Kleist keineswegs ausschließlich dieser Richtung angehört hat, geht u. a. aus dem im Maihefte der deutschen Monatsschrift 1791 veröffentlichten schönen Gedichte „Auf Mirabeaus Tod“ hervor, in welchem der Zweiundzwanzigjährige als ein begeisterter Sänger der Freiheit und der höchsten geistigen Güter auftritt und eine überraschende Ähnlichkeit mit den späteren Accenten Heinrichs von Kleist offenbart.“

Ebenso liest man bei Ackermann: „Seinen Freimut dokumentiert er beispielsweise in einem schönen Gedicht „Auf Mirabeaus Tod“, in welchem der Zweiundzwanzigjährige als ein begeisterter Sänger der höchsten geistigen Güter auftritt und eine überraschende Ähnlichkeit mit den späteren Accenten Heinrichs von Kleist offenbart.

Vergl. ferner Gödeke Bd. I S. 1116 „Aus Wielands reflektierender Didaktik hervorgegangen, begann er sich selbständiger herauszubilden und der reinen Klassizität zu nähern.“

Und Ackermann S. 14: „Er verließ auch die Wielandsche reflektierende Didaktik, bildete in seinen späteren Werken sich selbständig heraus und näherte sich der reinen Klassizität.“

Aus der Einleitung zu den „Vermischten Schriften“ ist Seite 12 der Ackermannschen Broschüre abgeschrieben.

Auf dem Denkmal des Majors Ewald von Kleist unter den Linden in Frankfurt an der Oder liest man die Worte: »Ci gît le guerrier, poète et philosophe Ewald Chrétien de Kleist«. In dieser dreifachen Eigenschaft vor der Nachwelt zu glänzen, war von allen Gliedern der weitverzweigten pommerschen Adelsfamilie Kleist allein dem Sänger des „Frühlings“ beschieden. Fast alle seine Geschlechtsgenossen waren Krieger, unter ihnen vier Feldmarschälle und achtzehn Generale. Sechzig Offiziere aus dieser preußischen gens Fabia fochten unter den Fahnen Friedrichs des Großen. Nach dem Lorbeer des Dichters und Philosophen rangen außer Ewald Christian nur noch zwei nachgeborene Söhne dieses Geschlechtes, Heinrich von Kleist, der brandenburgische Tasso, dessen tiefste, von edler Vaterlandsliebe durchglühte Schöpfungen von der Mitwelt verständnislos zurückgewiesen wurden, und Franz Alexander von Kleist, dessen löbliches Streben heute im deutschen Volke vergessen ist.

Dem Andenken des letzteren sind die nachfolgenden Zeilen gewidmet.

Franz Alexander von Kleist wurde am 24. Dezember 1769 — zwei Tage früher, als Ernst Moritz Arndt — in Potsdam geboren. Sein Vater war der spätere Generallieutenant Franz Kasimir von Kleist aus dem Hause Muttrin bei Belgard in Pommern, seine Mutter, gleichfalls eine geborene Kleist, entstammte dem Hause Zützen in der Niederlausitz.[1]

[1] Die Stammtafeln der Familie Kleist reichen bis in das zwölfte Jahrhundert zurück. Der erste Lehnbrief ist datiert vom 13. April 1477.

Letztere verlor der Dichter in früher Jugend, in seinen Schriften wird sie nicht erwähnt. Der Vater, dem Kleist zeitlebens in inniger Liebe anhing und dem er außer mehreren Gedichten die Abhandlung „Über die eigentümlichen Vollkommenheiten des preußischen Heeres“ widmete, hatte den siebenjährigen Krieg als Major mitgefochten. Nach dem Friedensschlusse lebte er längere Zeit in Potsdam, wurde dann nach Magdeburg und später als Generalmajor nach Prenzlau versetzt. Im Jahre 1792 nahm er an dem Feldzuge gegen das revolutionäre Frankreich teil, und in dem verhängnisvollen Jahre 1806 übergaben er und Wartensleben an der Spitze von 19 Generalen die Festung Magdeburg, das Bollwerk des Reiches, mit einer Besatzung von 24 000 Mann, 7 000 Pferden, 600 Geschützen und Schießbedarf und Lebensmitteln in Überfluß. Sein Sohn erlebte diesen Unglückstag nicht mehr. Der Schmerz über den Sieg des korsischen Eroberers und die Knechtschaft Preußens und Deutschlands, welcher Heinrich von Kleist alle Lebensfreude vergällte, ist ihm durch seinen frühen Tod erspart geblieben.

Über die Jugendschicksale unseres Dichters läßt sich nur wenig ermitteln. Als er fünf Vierteljahr alt war, nahm ihn seine Großmutter, die verwitwete Frau Oberst von Kleist auf Zützen, zu sich und leitete seine Erziehung mit Sorgsamkeit und Liebe bis zu seinem neunten Lebensjahre. Dann kehrte er nach Potsdam ins elterliche Haus zurück, folgte aber schon bald darauf seinem Vater nach Magdeburg. Trotz seiner früh hervortretenden Neigung zu den Wissen-

„Vor dem Herzog Bogislav X. sagten die Mitglieder der Familie aus, daß sie ihr Geschlecht auf einen Oldenvater d. h. einen gemeinsamen Stammvater, Kleist von Denzin, zurückführten, welcher drei Söhne gehabt habe, von denen die Hauptlinien des Geschlechts: die Villnow-Raddatzer, die Tychow-Dobberower und die Muttrin-Damensche herkämen. Franz Alexander von Kleist gehörte dem Hause Muttrin, Christian Ewald dem Hause Damen an, während Heinrich von dem Hause Schmenzin abstammte.“ S. darüber die „Allgemeine deutsche Biographie“.

schaften wurde der Knabe für die soldatische Laufbahn bestimmt. Er erhielt in Magdeburg seine erste militärische Ausbildung. Im Jahre 1785 trat er in den Heeresdienst. Er wurde Fähnrich in dem preußischen Infanterieregiment des Herzogs von Braunschweig in Halberstadt. Hier erwachte in ihm die poetische Schaffenslust. Er lernte Ludwig Gleim kennen, den preußischen Tyrtäos, der, um mit Erich Schmidt zu sprechen, „den anakreontischen Kranz mit der Grenadiermütze vertauscht und die deutsche Muse aus der Gelehrtenstube in das lärmende Kriegslager und das Gewoge der Feldschlacht geführt hatte.“[1] Gleim war bekanntlich ein vertrauter Freund des bei Kunersdorf gefallenen Ewald von Kleist gewesen und ihn stellte er dem jungen Fähnrich als Vorbild und Muster hin, ebenso wie er sechs Jahr später Heinrich von Kleist aufforderte, seinem berühmten Geschlechtsgenossen nachzustreben. Auch mit den Freunden Gleims, mit Tiedge, Klamer-Schmidt und Dr. Kramer trat Kleist in näheren Verkehr und kam mit Johann Peter Uz in vertrautere Berührung. Kramer, ein warmer Verehrer Tassos und Ariosts, erschloß ihm die italienische Litteratur und übersetzte mit ihm den Don Quijote des Spaniers Cervantes.[2]

Von diesen Freunden ermuntert und gefördert, schrieb er seine ersten Gedichte „An die Liebe“ und „An Endymion“.[3] Vor dem gereiften Urteile bedeuten sie nicht viel, nur der rhythmische Hauch trägt sie leicht und gefällig dahin. Die beiden ersten Strophen des Liedes „An die Liebe“ lauten:

„Liebe, die im Rosenkleide
An der Jugend Himmel schwebt,
Die mit süßer Götterfreude
Das erwachte Herz durchbebt;

[1] Vergl. Erich Schmidt Charakteristiken. Berlin 1886. S. 152.

[2] Vergl. Franz von Kleists Vermischte Schriften. Berlin 1797. S. 228 ff.

[3] S. Vermischte Schriften. S. 145 f.

Liebe, die ätherisch Feuer
In der Unschuld Busen taucht,
Durch enthüllte Silberschleier
Lust aus schönen Lippen saugt;

Neige, schwebst du auf dem Sterne,
Der am Abendhimmel glüht,
Oder in der lichten Ferne,
Die nur Gottes Auge sieht,
Neige deine Segensblicke
Sanft auf mich zum Trost herab,
Eh ich, ganz verwaist vom Glücke,
Finde mein umdorntes Grab."

Als Schiller im März 1788 sein vielbefehdetes Gedicht „Die Götter Griechenlands" in Wielands „Teutschem Merkur" veröffentlichte, antwortete Kleist nach dem Vorgange des Frühlingsdichters Ewald Christian, der 1745 das „Lob der Gottheit" gesungen hatte, mit dem Gegenstücke „Das Lob des einzigen Gottes".[1] Es heißt darin u. a.:

„Singe ihn, den Herrn der Welten,
Singe ihn, den Gott der Zeit,
Hoch sieht er von Sternenzelten,
Alles Edle zu vergelten,
Auch auf mich, der, ihm geweiht,
Tief anbetend hingesunken
Jetzt der Ehrfurcht Opfer bringt,
Und, von seinem Anblick trunken,
Kühn des Geistes Fackel schwingt!

Schweigt im Thal, im Wald, auf Hügeln,
Schweige was die Schöpfung sieht!
Denn auf der Begeistrung Flügeln,
Gott und die Natur zu spiegeln,
Sing' ich heut mein höchstes Lied!
Singe Gott, im Lebens-Glanze
Dieser schön geschaffnen Welt,
Singe ihn im Sphären-Tanze,
Wo er Sonnenbahnen stellt!"

[1] Vergl. den „Teutschen Merkur" Jhrg. 1789. S. 113—129.

Auf die Klage Schillers, um die „entgötterte Natur“:

„Wohin tret' ich? Diese traur'ge Stille,
Kündigt sie mir meinen Schöpfer an?
Finster wie er selbst ist seine Hülle,
Mein Entsagen — was ihn feiern kann“

erwidert Kleist mit den Strophen:

„Seht des Frühlings erste Blüte,
Seht der Saaten frisches Grün,
Überall herrscht Gottes Güte
In dem ganzen Weltgebiete,
Wo nur Gras und Kräuter blühn:
Wo sich euer Auge wendet,
Findet ihr von seiner Hand
Neue Freuden ausgespendet,
Freuden, die ihr nicht gekannt.

Und dies Wesen sei verborgen,
Hülle sich in Dunkel ein,
Quäle uns mit finstren Sorgen, —:
Das an jedem jungen Morgen,
Unsre Wonne zu erneun,
Sich in lebensvollen Strahlen,
Auf betaute Fluren neigt,
Und mit Reichtum uns zu zahlen,
Ährenfelder golden bleicht?“

Wieland macht zu dem Gedichte folgende Anmerkung: „Der edle Jüngling, dem es gefallen hat, den „Teutschen Merkur“ mit diesem Gegenstücke zu dem von vielen auf eine seltsame Art mißverstandenen Schillerschen Gedichte zu beschenken, trägt einen von der ganzen Nation verehrten und geliebten Namen, einen Namen, der große Aufmunterungen geben muß, aber auch schwere Pflichten auferlegt. Ich weiß, in Ansehung des poetischen Teils dieses kleinen Stückes, dem Herrn Verfasser kein vortrefflicheres Muster zu empfehlen als den unsterblichen Dichter des Frühlings, dessen Namen er führt.“

Interessante Schlaglichter wirft das etwas später in Halberstadt entstandene Denkmal deutscher Dichter in drei

Gesängen[1] auf Kleists litterarische Bildung und seinen Interessenkreis. „Der Zweck dieses Gedichtes ist," sagt der Verfasser, „Vaterlandsliebe zu verbreiten und durch Darstellung berühmter Männer den noch immer schlummernden Nationalstolz der Deutschen zu wecken."[2] Kleist beginnt seine Reimchronik mit Karl dem Großen und springt dann gleich auf Luther und auf Ulrich v. Hutten über. In die Litteratur des Mittelalters hat er noch keinen Einblick gethan; Dichter wie Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach scheinen ihm noch nicht mal dem Namen nach bekannt gewesen zu sein. Von dem „Vater der deutschen Poeterei," Martin Opitz, sagt er:

— — „Daß vor ihm verschwinden,
Ihm, der kühn nach höh'rer Schönheit strebt,
Die Gesänge der vergangnen Zeiten,
Er erkennt die wahre Harmonie,
Wo Gedanken unsre Töne leiten,
Und die Kraft des Geistes nur den Saiten
Echten Wohlklang, edlen Reiz verlieh!"[3]

Und nun alarmiert der junge Fähnrich den ganzen neueren deutschen Parnaß. In dem Bestreben, „keinen guten Dichter seiner Nation zu vergessen und sich jedes Tadels zu enthalten," läßt er Lessing, Goethe und Schiller in Reihe und Glied mit untergeordneten Geistern wie Eschenburg, Gotter, Göckingk, Meißner und Langbein aufmarschieren. Den reichsten Lorbeer drückt er auf die Stirne Wielands. Am Schlusse des dritten Gesanges preist er seine Halberstädter Freunde, vor allem Gleim, und widmet die letzten Strophen dem Sänger „des Frühlings":

„Meine Seele liebte schon den Held,
Als der Kindheit Fackel mir noch brannte,
Ach! zu früh rief ihn die schön're Welt!"[4]

---

[1] Vergl. Vermischte Schriften. S. 155 ff.
[2] Deutsche Monatsschrift Jhrg. 1791. S. 233 f.
[3] Vermischte Schriften. S. 162. [4] Ebenda S. 235.

Im Hinblick auf den damals drohenden Krieg mit Österreich gelobt er, sich auf dem Schlachtfelde des bei Kunersdorf gefallenen Helden würdig zu zeigen. Die Gelegenheit, kriegerische Lorbeeren zu pflücken, schien sich bald zu bieten. Das Regiment, in dem Kleist diente, erhielt den Befehl, nach Schlesien zu marschieren, wo König Friedrich Wilhelm II., gewillt, die Pläne des Kaisers Joseph II. mit dem Schwerte zu durchkreuzen, ein Heer von 150 000 Mann zusammenzog. Es kam indessen nicht zum Kampfe. Durch den Reichenbacher Vertrag wurde der Streit der beiden Mächte gütlich beglichen.

In Reichenbach kam Kleist in nähere Berührung mit dem damaligen Leiter der preußischen Politik, dem Minister Hertzberg. Wie die Freundschaft mit Gleim bedeutend auf die innere Entwicklung Kleists einwirkte, so war seine Bekanntschaft mit Hertzberg von größtem Einflusse auf die Gestaltung seines äußeren Lebens. Er rühmte den preußischen Minister als einen „gelehrten, patriotischen, thätigen und kraftvollen Mann, dem nur das einzige fehlte, welches einem Staatsmanne so unumgänglich notwendig ist, das Talent, in den Tiefen des menschlichen Herzens zu lesen und mit wunderbarer Schnelle den Gedanken, noch ehe er die Lippe berührt hat, in der Wiege seiner Geburt zu überraschen und in der beredten Lüge die tiefe, schweigende Wahrheit zu erkennen.“ [1]

Als Kleist ihm persönlich näher trat, stand der preußische Minister auf der Höhe seiner scheinbaren Erfolge. „Er sah Österreich und Rußland durch einen blutigen Krieg geschwächt, von Feinden umringt und ihre Grenzen unverteidigt, Frankreich in Revolution, allein mit sich selbst beschäftigt, England und Schweden mit Preußen im Bündnis, und die Macht Preußens selbst mit allem ausgerüstet, was Ehrfurcht erwecken und Völker unterjochen kann.“ [2] Das

[1] Vergl. Vermischte Schriften. S. 61. [2] Ebenda S. 56.

alles sah er, „er war berauscht in dem Jubel seines patriotischen Herzens“ und der junge, in seinem Banne stehende Dichter stimmte freudig in diesen Jubel ein. In einer Ode rief er dem preußischen Staatsmanne, „dem Friedens- und Menschenfreunde“ zu:

„Schön ist der Ruhm — schön sind des Sieges Palmen,
Der Lorbeer, der des Helden Haupt umschlingt,
Doch schöner sind des Jubels hohe Psalmen,
Die freudevoll, bekränzt mit goldnen Halmen,
Ein glücklich Volk dem Menschenfreunde singt;
Nach ihm wird noch mit heißgeweinten Thränen
Die fernste Nachwelt sich voll heil'ger Ehrfurcht sehnen.“[1]

Während des Feldzuges 1789 war Kleists im Stile der Anakreontiker gehaltenes lyrisches Gedicht „Hohe Aussichten der Liebe an Minona“ erschienen, und die freundliche Aufnahme, die es in Bekanntenkreisen und bei der Kritik fand, machten in dem Dichter den Wunsch rege, dem Soldatendienste zu entsagen und sich ganz der Poesie zu widmen. Die Aussicht auf baldige Anstellung in der preußischen Diplomatie, welche ihm das väterliche Wohlwollen seines Gönners Hertzberg eröffnete, sowie die Erfahrung, daß sein schwächlicher Körper den Beschwerden des Königsdienstes nicht gewachsen sei, brachten seinen Entschluß, die Armee zu verlassen, zur Reife. Der bildungseifrige Jüngling bezog im Frühjahr 1790 die Hochschule in Göttingen, um Staats- und Rechtswissenschaften zu studieren.

Schon während seines Aufenthaltes in Reichenbach hatte Kleist eine größere erzählende Dichtung „Die Eroberung von Malta“ und ein historisches Drama „Graf Peter der Däne“ begonnen. Der epische Versuch ist zweifellos auf Anregungen zurückzuführen, die der junge Poet aus der Lektüre von Tassos Epos „Das befreite Jerusalem“ empfangen hatte. Seine Schöpferkraft war jedoch dem von ihm ge-

[1] S. Neue Litteratur- und Völkerkunde von J. W. v. Archenholtz Jhrg. 1790 Bd. II S. 318.

wählten umfangreichen Stoffe noch nicht gewachsen, und nur der erste 104 Strophen umfassende Gesang wurde vollendet und im Februarheft der deutschen Monatsschrift v. J. 1791 veröffentlicht. Der Dichter schildert darin, wie der Großmeister des Malteserordens La Valette, benachrichtigt von dem Herannahen der Türken, den Ritter Medran mit einem Fahrzeuge an Philipp II. von Spanien entsendet, um dessen Hülfe gegen die Ungläubigen anzurufen, wie Medran unterwegs eine ihm begegnende türkische Galeere nach hartem Kampfe erobert und eine von den Mosleminen geraubte Jungfrau befreit, deren himmlische Schönheit sein Herz entflammt. Das Abenteuer ist ziemlich flott erzählt, und die achtzeilige Stanze der italienischen Epiker nicht ohne Geschick nachgebildet.

In Halberstadt begonnen und in Göttingen zum Abschlusse gebracht wurde das dramatische Gemälde „Graf Peter der Däne". „Das rohe Schoßkind meiner ersten denkenden Jahre" nennt es Kleist und entschuldigt seine schülerhafte Technik mit der Bemerkung, „daß das Gedicht nicht für die Bühne bestimmt sei". Der Gang der dramatischen Handlung ist kurz folgender. Christine, die Gemahlin des Herzogs Vladislav von Kleinpolen und Schlesien, hat dem schmeichlerischen Werben des ränkevollen deutschen Ritters Dobeis, ihres Kammerherrn, Gehör gegeben und ihrem Gatten die Treue gebrochen. Der Verführer will ihre Leidenschaft als Hebel benutzen, um den Herzog zu stürzen und die Herrschaft an sich zu reißen. Aber zwischen ihm und seinem verbrecherischen Begehren steht der getreue Vasall des Herzogs, Graf Peter der Däne, den Dobeis haßt, weil dessen Tochter Maria seine Liebesanträge abweist und ihm den Fürsten Jaxa von Serbien vorgezogen hat. Um den Grafen Peter aus dem Wege zu schaffen, läßt Dobeis ihn am Hochzeitstage Marias durch Räuber überfallen und in die Wälder an einen geheimen Ort schleppen. Von einem Einsiedler — der sich

später als der verschollene Bruder des Grafen entpuppt — wird aber das Komplott entdeckt. Unter dem Schwerte des Fürsten Jaxa fällt der Verbrecher Dobeis, doch auch Graf Peter stirbt an dem Gifte, welches ihm sein ruchloser Feind gereicht hat. Das Ganze ist dichterisch wertlos. Man vermißt die klare Grundidee, die dramatische Disposition. Alles wird überschwemmt und verwaschen von einer aus allen Schleusen rinnenden, aller künstlerischen Rücksicht spottenden, vergnügt in sich selbst dahinplätschernden Rhetorik.

Die in dieser Göttinger Zeit entstandenen lyrischen Gedichte sind — eine Ode an die Freundschaft ausgenommen[1] — politischer Natur. Kleist hatte ein wachsames Ohr für die Stimmen seiner Zeit. Wie die Besten in Deutschland, ergriff auch ihn die Geisterschlacht zwischen den Freiheitsideeen der erwachenden Menschheit und der Tyrannei des hinabsteigenden Jahrhunderts, und wie Klopstock und Schiller, glaubte auch er an den Beginn eines neuen Völkerfrühlings. Die Weltereignisse warfen ihre Schatten auf seine Dichtungen. In dem Drama „Peter der Däne" läßt er den Titelhelden sagen:

„Die Menschheit zog der Sklavenketten Schwere
Mit Unterwerfung schon Jahrtausende;
Denn immer schwebte noch ein Schattenbild
Der Freiheit ihr zur Seite, dämmernd zwar,
Doch göttlich schön, um Herzen zu entzücken.
In jener Urzeit ehrten noch die Fürsten
Des Volks Gesetze und verlachten nicht,
Bethört vom Zauberwahn der Hoheit und
Des Stolzes, — Menschenglück und Menschenfreuden!
Doch jetzt! — Jetzt übermannt der große Wunsch
Die Fürsten, göttlich uns zu scheinen, — und
Die Menschheit zeigt sich ihrem Stolze nur
Als ein Geschöpf, von ihrer Hand geformt,
Bereit zur Bildung, die sie geben wollen:
Und so bestrickt durch feile Schmeicheleien,

[1] Vergl. die deutsche Monatsschrift Jhrg. 1790. S. 332 ff.

Verkennen sie die Schwachheit ihrer Seelen,
Verachten der Verdienste hohen Wert,
Und glauben sich aus unsrer Atmosphäre,
Zum Göttlichsein, auf den Olymp versetzt." [1]

Und in der 1791 gedichteten Ode auf Mirabeaus Tod feiert er den Sieg des französischen Volkes über die Schergen der Despotie:

„Sowie im Frühling erst ein Gärtner die Natur
Noch in der Blüte sieht und blumenleer die Beete,
So sahest du den Staat in seiner Kindheit nur,
Die Freiheit noch in ihrer Morgenröte.
Doch nicht umsonst hast du nach langem Traum
Dein edles Volk zu Männerkraft entboten:
Jetzt sind sie stark und lachen der Despoten,
Die schwelgerisch, gestreckt auf weichem Flaum,
Dann meinen, gut die Völker zu regieren,
Wenn Weiber sie zum Thron, zum Himmel Pfaffen führen." [2]

Als aber dann aus dem Rufe nach Wiederherstellung der Menschenrechte ein Wutschrei der Rache, aus dem Evangelium der freien Menschenwürde ein Bacchanal plötzlich entfesselter Sklaven wurde, als es schien, daß die Schädelstätten aller Jahrhunderte ihre Gebeine wieder ausgeworfen hätten, alle Opfer, die jemals der Despotie gefallen waren, sich zusammenscharten, um ein Auferstehungsfest zu feiern und ein jüngstes Gericht zu halten, als Gott selbst abgesetzt wurde, und der Urgrund alles Lebens wankte, da wurde Kleist, wie die meisten deutschen Schwärmer, irre an seinen Freiheitshoffnungen, und seine Begeisterung kühlte sich merklich ab. Zurückblickend auf diese Zeit, schrieb er im Jahre 1796 folgendes: [3] „Wenige Jahre gebären wunderbarere Begebenheiten als vergangene Jahrhunderte, und die Menschheit sieht mit Erstaunen an Tugenden wie an Lastern ihr kühnstes Ideal übertroffen. Die ewigen Gegner in der menschlichen

[1] S. 49. [2] S. Deutsche Monatsschrift Jhrg. 1791. S. 3—6.
[3] Vermischte Schriften. S. 51 f.

Natur, die Antipoden der Schöpfung, Despotie und Freiheit, Aufklärung und Aberglaube, wüten zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten, und die aufgehende wie die untergehende Sonne sieht Ströme Menschenbluts fließen, und fruchtbringende, glückselige Fluren in rauchende, schauerliche Öden verwandelt. An der Seine erwürget die Freiheit Bürger, am schwarzen Meere schlachtet die Despotie Sklaven; in Amsterdam krönet der Sieg einen Helden, in Oczakow ein Ungeheuer; in Philadelphia macht die Tugend aus Fremdlingen Bürger der Freiheit, in London die Bestechung aus Bürgern der Freiheit Fremdlinge; Grundsätze werden zu Leidenschaften, und Leidenschaften werden zu Grundsätzen; die politische Welt rüstet sich zum Kampf mit der moralischen, und das Menschengeschlecht ordnet sich in zwei furchtbare Parteien. Beneidenswert, wenn auch darum nicht glücklicher, sind wir, die diese merkwürdige Epoche erlebten; beneidenswerter und dreimal glücklicher die, die das Resultat dieser mächtigen Zurüstungen erleben, und dessen Früchte genießen!" — Doch wie immer auch die Würfel der Geschicke rollten, eins stand bei ihm unerschütterlich fest: der Glaube an die innere Kraft und Festigkeit des preußischen Staatswesens und an Preußens Beruf, die höchsten welthistorischen Aufgaben im Dienste Deutschlands und der Menschheit zu erfüllen. Diesen Glauben hatte er gleichsam als Kleistsches Familienerbe überkommen. Noch in der im Niedergange begriffenen fridericianischen Armee sieht er das Musterbild eines Heeres und er legt seine militärischen Erfahrungen in der Schrift nieder: „Über die eigentümlichen Vollkommenheiten des preußischen Heeres." Er lobt darin den Patriotismus, die Subordination und den Ehrgeiz der Soldaten, er rühmt die spartanische Zucht des Offizierkorps. Die innere Einrichtung des Heeres, die preußische Taktik scheinen ihm unübertrefflich. Jena und Auerstädt haben diese Schrift gründlich widerlegt, und es ist eine seltsame Ironie des

Zufalls, daß der, dem die Abhandlung gewidmet war, daß des Verfassers eigener Vater einen Teil des gepriesenen Heeres und Preußens stärkste Festung unrühmlich den Franzosen in die Hände fallen ließ.

Ende 1790 verließ Kleist Göttingen und fand in Berlin im Departement der auswärtigen Angelegenheiten eine Anstellung.[1] Schon im April des folgenden Jahres erhielt er den Titel eines Legationsrates.[2] Beglückend und erfrischend ging ihm in dieser Zeit die Liebe auf. Er lernte eine junge Adelige, Albertine von Jung, kennen, die ihn vom ersten Augenblicke an mächtig anzog, reizte und fesselte. Sie war keine „amazonenhafte Heroine, keine schamanenhafte Schwärmerin, keine Titanide mit starkem Flügelschlag und erbärmlich schwachen Nerven", sondern ein wahrhaft liebendes, treu sorgendes, pflichtergebenes Wesen.[3] Er besang die Geliebte in Sonetten und Oden:

„Nur wo du bist, seh ich das Veilchen blühen,
Nur wo du bist, seh ich die Rose glühen,
Nur wo du bist, verschönt sich mir die Flur.
Ach! ohne dich ist mir die Schöpfung traurig,
Der kühle Schattenhain, des Westes Lispeln schaurig,
Du bist für mich die Seele der Natur."[4]

In einem anderen Sonett beneidet er eine Rose um ihr Los, an der Brust der Geliebten welken zu dürfen:

---

[1] Nach Ackermann (Seite 11) bezog Kleist im Frühjahre 1790 die Universität Göttingen, blieb dort drei oder vier Semester und verließ die Musenstadt — gegen Ende 1790. Wie ist das möglich?!

[2] Ackermanns Angabe (S. 12), daß Kleist 1792 zum Legationsrat ernannt wurde, ist unrichtig. Schon im Maiheft der deutschen Monatsschrift vom Jahre 1791 wird er nämlich unter den Mitarbeitern als Legationsrat von Kleist aufgeführt.

[3] S. Kleists Antwort auf die Epistel Gleims in der deutschen Monatsschrift Jhrg. 1792 Bd. II S. 4.

[4] S. Vermischte Schriften S. 151.

„Du durftest sie im Balsamhauch umschweben,
Dich trennte nie von ihr des Nebenbuhlers List,
Sie wurde nie von dir, du nie von ihr vermißt,
Du starbst geliebt — die Liebe zu beleben.

Ach! Rose, die gewelkt noch meine Seele rührt,
Könnt' ich mit dir doch auch dein Schicksal erben,
Geliebt von ihr, an ihrer Brust zu sterben!“ [1]

Bereits im Dezember 1791 vermählte er sich mit Albertine. [2] Seine Ehe war eine tief glückliche, in jenem Zeitalter der aufgelösten Sitte und der freien Begehrlichkeit der Geister eine Seltenheit und ein Muster.

Bald nach seiner Verheiratung trat Kleist aus dem Staatsdienste. Vielleicht bestimmte ihn mit zu diesem Schritte die Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit, vielleicht auch die Erwägung, daß er, nachdem sein Gönner Hertzberg am 5. Juli 1791 seine Entlassung erhalten hatte, unter den Männern der neuen Ordnung weniger Aussicht auf Beförderung habe. Mehr aber noch als diese Bedenken, war es die allen Dichtern aus dem Geschlechte Kleist gemeinsame Sehnsucht nach den idyllischen Freuden des Landlebens, nach einem einfachen, thätigen, gesund-natürlichen Dasein im Schoße der Natur, welche ihn bewog, sein Amt niederzulegen und den gesellschaftlichen Freuden der preußischen Hauptstadt zu entsagen. Der junge Dichter erwarb sich das Gut Frankenhagen bei Frankfurt an der Oder. Als er Berlin verließ, sagte Hertzberg zu ihm: „Sie thun sehr recht, das Landleben ist für einen Edelmann die freiste und wohlanständigste Lebensart.“ [3] — „Den Edelmann in einen verständigen Mann verwandelt,“ meint Kleist, „so ist diese Sentenz gewiß vortrefflich und wahr.“ In dieser Sehnsucht nach

[1] S. Vermischte Schriften S. 149.

[2] Nicht i. J. 1792, wie Ackermann (S. 12) zu glauben scheint. Vergl. die Epistel Gleims an Kleist in der deutschen Monatsschrift Jhrg. 1792 Bd. I S. 1 ff.

[3] S. Vermischte Schriften S. 43.

einem Leben, „das am reinsten der Liebe gehört und der Natur am nächsten kommt," offenbart sich Kleist als Schüler Rousseaus, der stärker als alle anderen französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts auf das deutsche Geistesleben eingewirkt hat. Wie Franz Alexander, so huldigte bekanntlich auch wenige Jahre später Heinrich von Kleist den Ideeen des Bürgers von Genf, und auch ihn ergriff das Verlangen nach stillem Liebesfrieden in einer ländlichen Hütte. Und beide, Heinrich wie Franz von Kleist, haben sich leider zeitlebens nicht aus dem Banne Rousseaus befreien können. — Der Ruf nach Umkehr zur Natur, den der Verfasser der „Heloise" erhoben hatte, tönt uns aus dem Werke entgegen, welches Kleist im ersten Jahre seines Eheglückes schrieb, „Zamori, oder die Philosophie der Liebe".[1] „Das Gedicht hat die Absicht," sagt der Verfasser, „den Gang der Liebesleidenschaft in der menschlichen Seele, den Einfluß, den sie auf unsere ganze Denk- und Empfindungsart hat, sowohl in moralischer als in physischer Hinsicht, lebendig darzustellen. Da aber ein ganz didaktisches Gedicht ermüdet und gewöhnlich seinen Zweck, zu belehren, verfehlt, so habe ich mit meinem Gedichte das Schicksal zweier Menschen verflochten und es dadurch dem Epischen näher gebracht. Ich habe trotz der großen Einheit, da in zehn Gesängen nur drei Personen handeln, soviel Interesse wie möglich in das Gedicht zu legen gesucht."[2] Die dem „Zamori" zu Grunde liegende Erzählung mutet uns an wie eine Robinsonade. Müde der politischen Streitigkeiten und der Glaubenskämpfe in seiner Heimat und ein Feind der raffinierten Genußsucht moderner Überkultur, läßt sich ein junger Spanier, Zamori, auf einer einsamen Insel mitten im Ozean aussetzen. Hier findet er in Midora, einer spanischen Jungfrau, welche sich

[1] Der dritte Gesang erschien zuerst im Oktoberheft der deutschen Monatsschrift v. J. 1792.

[2] Deutsche Monatsschrift. Jhrg. 1792. S. 149.

als Kind auf dem Wrack eines vom Sturm zerschellten Auswandererschiffes an den Strand dieses Eilandes gerettet hat, eine Geliebte und in Achmeed, einem eingeborenen Schwarzen, einen treuen Freund. So lebt er mehrere Jahre in paradiesischer Seligkeit, bis ihn endlich die Erkenntnis, daß er den Sohn, den Midora ihm geschenkt hat, nicht ohne die Vorteile der Civilisation aufwachsen lassen dürfe, zur Rückkehr nach der Heimat bestimmt. — Es finden sich Motive aus „Paul und Virginie" in dieser Dichtung, aber der Puls der Natur, den man in der von dem Glanze des südlichen Himmels übergossenen, lieblichen Erzählung Bernardin de Saint-Pierres so deutlich zu vernehmen glaubt, klopft nicht in ihr. In die einfache Handlung flicht der Dichter langatmige Betrachtungen über „die Religion der Liebe", über „das Verhältnis der Liebe zur Freundschaft", über „Eifersucht, Selbstmord, Unsterblichkeit" und dergl. Nur zuweilen gewinnt sein Vortrag Schwung und Wärme, meistens aber redet eine nüchterne Reflexion zu uns und zwingt uns nicht selten zum Lachen. So wirkt z. B. die poetische Strafpredigt gegen das Institut der Ammen im neunten Gesange hochkomisch. In metrischer Hinsicht ist der „Zamori" als einer der ersten deutschen Versuche in dem Versmaße der ottave rime nicht ohne Interesse. Während Kleist die Verse in seiner „Befreiung Maltas" „genau nach den Mustern des Ariost und Tasso" ausarbeitete,[1] behandelt er jetzt — wie vor ihm Wieland in „Idris und Zenide" — die achtzeiligen Stanzen freier. In der Strophe des „Zamori" schwankt die Zahl der Versfüße beliebig zwischen vier, fünf und sechs, und die Reime sind ziemlich willkürlich verschlungen. Manchmal gelingt es dem Dichter, der Stanze Wohllaut zu verleihen, oft aber erkennt man die Süßigkeit der ottave rime nicht mehr und meint, sie dienten eher

[1] Deutsche Monatsschrift Jhrg. 1790. Bd. I S. 168.

dazu, widerspenstige Gedanken an die Kette zu legen, als den Tanz der Seligen zu beflügeln, wie unter dem Scepter des Arioſt.[1] — An den „Zamori" reiht ſich das dramatiſche Gedicht „Sappho". Wahrſcheinlich hat ein 1792 in der „Neuen Thalia" erſchienenes dramatiſches Bruchſtück „der leukadiſche Fels" von Karoline von Lengenfeld, in welchem dargeſtellt wird, wie eine zur Ehe mit einem ungeliebten Mann gezwungene griechiſche Jungfrau nach Sapphos Vorgang den Tod in den Wellen ſucht, Franz von Kleiſt auf die Sage von der Liebe und dem Ende der unglücklichen lesbiſchen Dichterin hingewieſen.[2] Außerdem benutzte er das bekannte Buch »Voyage du jeune Anacharsis« von Jean Jacques Barthélemy und die Liederfragmente Sapphos.[3] Daß ſein Werk auf die Entſtehung der gleichnamigen Tragödie Grillparzers von Einfluß geweſen iſt, daß es dem Wiener Dramatiker in dilettantiſcher Form einen Teil des Materials

---

[1] Faſt wie eine Nachahmung des „Zamori" erſcheint John Wilſons bekannte Dichtung „Die Palmeninſel" (The isle of palms), in welcher die Geſchichte zweier Liebenden erzählt wird, die im indiſchen Meere Schiffbruch leiden, ſich auf eine einſame Inſel retten, ſieben Jahre dort leben, ein Kind zeugen und endlich durch ein zufällig landendes Schiff in die Heimat zurückgebracht werden.

[2] Sappho wird mehrfach in dieſer Dichtung erwähnt, z. B. S. 265:

Die Wellen, ſagt man, ſpülen aus der Bruſt
Die Flammen hold hinweg, und oft verlöſcht
Das Leben mit der Liebe — ja ſo fand
Einſt Sappho Rettung, ging zur Unterwelt
Aus Thetis' Schoß — wie gerne folgt' ich ihr!
O, daß ich wüßte, ob die Sage trügt,
Die an mein Herz ſchon in der Kindheit drang? —
Ob ſo des Gottes Wink ich richtig deute?
Die Ahnung meines Buſens ſagt mir, ja!
Laß mich, o Himmliſche, nicht irre gehn!

[3] Dieſe kannte er in der Überſetzung von Klamer-Schmidt. Vergl. die deutſche Monatsſchrift Jrhg. 1791 Bd. I S. 63 f.

geliefert, aus welchem er sein bewunderungswürdiges Trauerspiel geschaffen hat, habe ich in meinem Buche „Franz Grillparzers hellenische Trauerspiele, auf ihre litterarischen Quellen und Vorbilder geprüft", ausführlich dargelegt. Wie das Kleistsche Stück hat nämlich auch Grillparzers Tragödie fünf Charakterfiguren. Auch in ihr findet sich die Stellung des Liebhabers zwischen der reiferen, hochbegabten Frau und einer jugendlichen Schönen, welche hier Sapphos Sklavin ist und Melitta heißt. Diese aber hat keinen Zug von der intriganten Damophile bei Kleist, vielmehr hat Grillparzer die süße Grazie eines unschuldigen Naturkindes um sie gebreitet. Der Dichter und Krieger Alcäus, welcher das Schauspiel von Kleist mit seinem unerschöpflichen Redefluß verwässert, fehlt bei Grillparzer; dieser hat dafür die Figur des beredten, sangeskundigen Hausvogtes Rhamnes, und für Zidno die muntere, ihrer Herrin treuergebene Dienerin Eucharis. — Die Handlung stimmt ferner in ihren Hauptmomenten bei beiden Dichtern überein. In beiden Dramen bricht Phaon Sappho die Treue, und die jüngere Schöne gewinnt seine Liebe; in beiden Dramen stellt die Dichterin, als sie sich von Phaon getäuscht sieht, ihre Rivalin zur Rede, stößt der Jüngling die Betrogene in brutaler Weise von sich und entflieht mit der neuen Geliebten; in beiden Dramen eilt Sappho an das Meeresufer und ruft auf die Entflohenen die Rache der Götter herab. — Diese Momente aber wußte Grillparzer ganz anders als sein Vorgänger zu verbinden und zu echt poetischen Wirkungen zu steigern.

Im Dialog begegnen wir manchen Anklängen und Übereinstimmungen.

Z. B. sagt bei Kleist Phaon zur Geliebten:

„Willst Du dies Land,
Geschmückt von blühenden Gefilden und
Umkühlt von Myrten- und Orangenwäldern,
Zum Tempel unsrer Liebe machen?
Auf, so komm!" (II. 9. S. 112.)

Bei Grillparzer:

„O folge! unterm breiten Lindendach,
Das still der Eltern stilles Haus beschattet,
Wölbt, Teure, sich der Tempel unsres Glücks."
(IV. 5. S. 75.)

Ferner Kleist:

„Der Wind ist günstig, und
Der Schiffsherr ist mein Freund . . .
Die Liebesgötter werden uns vor Sturm bewahren."
(S. 112.)

Grillparzer:

„Fort! Die Sterne blicken freundlich,
Die See rauscht auf, die lauen Lüfte wehn
Und Amphitrite ist der Liebe hold."
(S. 76.)

Sappho vernimmt mit Zorn und Schmerz die Botschaft von der Flucht des Liebespaares.

Bei Kleist (VI. 5. S. 139):

„Alcäus:
Hast Du auch Mut genug,
Das Schrecklichste zu hören?
Sappho:
Mut genug!
Was weiß ich nicht!
Alcäus:
Er ist mit ihr entflohn.
Sappho:
Wer? Phaon?
Alcäus:
Phaon mit Damophile
Ist nach Sizilien entflohn.
Sappho:
Betrüger!"

Grillparzer (IV. 8. 78):

„Sappho:
Du, Rhamnes, hier?
Und wo ist sie?

Rhamnes:
Melitta?

Sappho:
Jadoch!

Rhamnes:
Fort!

Sappho:
Sie fort und Du noch hier?

Rhamnes:
Entflohen mit —

Sappho:
Halt ein!

Rhamnes:
Entflohn mit Phaon!

Sappho:
Nein! — . . . — — — Du lügst!"

Auf diese überraschende Nachricht hin stürzt Sappho an das Ufer und erblickt das Fahrzeug Phaons. Sie spricht bei Kleist (III. 7. 149 f.):

„Wo bist Du, Phaon, Phaon, kommst du nicht! —
Ach Götter! Dort ein Schiff! und schon so fern,
So fern! Wie es die Fluten treiben! Wie
Der Wind die Segel schwellt! O höre mich,
Du mächt'ger Erderschüttrer, höre mich!
Kehr' um den goldnen Dreizack, daß das Meer
Zum Spiegel jetzt sich ebne, und der Zephyr
Zurück die Flüchtigen mir bringe! Ach!
Die Wogen stillen sich noch nicht, schnell flieht
Das Schiff am dunklen Saum des Horizonts!
O, Götter, Götter! Habt ihr kein Erbarmen?
Du, Donnerer, nicht Blitze, mich zu töten?
O, schleudre in des Meeres Tiefen mich,
Daß ich mein Elend nicht erblicke."

Bei Grillparzer (IV. 8. S. 79):

„Und wo blieb euer Donner, ewige Götter?
Habt ihr denn Qualen nur für Sapphos Herz?
Ist taub das Ohr, und lahm der Arm der Rache?

Hernieder euren rächerischen Strahl,
Hernieder auf den Scheitel der Verräter,
Zermalmt sie Götter, wie ihr mich zermalmt! —
Umsonst, kein Blitz durchzuckt die stille Luft.
Die Winde säuseln buhlerisch im Laube,
Und auf den breiten Armen trägt die See
Den Kahn der Liebe schaukelnd vom Gestade!
Da ist nicht Hilfe! Sappho, hilf Dir selbst!"

Wie in seiner „Sappho" dem Dramatiker Grillparzer, so hat Kleist in der poetischen Behandlung der Sage von Nikolaus dem Taucher Schiller vorgearbeitet.[1] Er schöpfte seinen Stoff aus Ottos 1792 in Berlin erschienenem „Abriß einer Naturgeschichte des Meeres" (S. 22 bis 24), in welchem die Geschichte des Nikolaus Pescecola ausführlich erzählt wird. — Kaiser Friedrich II., so schildert Kleist, läßt den berühmten Taucher, der von Neapel nach Sizilien geschwommen ist, zu sich rufen und fordert ihn auf, eine Probe seiner Kunstfertigkeit abzulegen. Nikolaus erklärt sich bereit, einen in den Schlund der Scylla geworfenen Becher wieder herauf zu holen, und unternimmt vor dem ganzen kaiserlichen Hofe dieses Wagnis. Schon glaubt man, daß die Tiefe ihn verschlungen habe, als

„Plötzlich sich aus der beschäumten Flut
Ein rasselndes Geräusch erhebet,
Und wie zur Oberwelt von Plutos Thron gesandt,
Den goldnen Becher in der Hand,
Held Nikolaus hoch auf den Wogen schwebet."

Der Kaiser belohnt ihn nun mit dem Becher und fragt ihn nach den Wundern der Tiefe. Nikolaus entgegnet:

„Herr Kaiser, Wunder sah ich nicht,
Auch war die Zeit zum Sehen
So genau gezählt, und in dem tiefen Grund das Licht
So sparsam ausgeteilt, daß Wunder zu erspähen,

[1] Deutsche Monatsschrift Jhrg. 1792. S. 53—72.

Unmöglich war; kaum daß ich diesen Becher fand,
Den mir sein Glanz verriet, der halb im Sand,
Dem Sande schien der Boden hier zu gleichen,
So fest wie eingemauert stand.
Nur mühsam konnt' ich ihn mit meiner Hand,
Die kalt und ohne Leben war, erreichen.
Ich zog ihn zu mir her, und dachte nun
An weiter nichts, als gut heraus zu kommen.
Ja, Herr, ich habe viel im Leben schon geschwommen,
Doch diesen Sprung zum zweitenmal zu thun,
Kann Euer Kaisertum im Grunde liegen,
Ich gönn' es wahrlich mit Vergnügen
Dem, der gleich mir sich in den Strudel stürzt." [1]

Darauf Friedrich:

„Versuch' es noch einmal, mir von den Wunderdingen,
Die Scyllas Grund vergräbt, Bescheid zu bringen;
Du sollst auch dann zum Lohn aus seinem Gold
Den zweiten Becher und noch hundert Gulden finden!" [2]

Anfangs weigert sich der Taucher, dem Kaiser zu gehorchen, endlich aber willigt er ein und wiederholt am anderen Morgen sein kühnes Unterfangen.

„Der Kaiser winkt, und von der Flut verschlungen
Ist das verführerische Gold,
Und Nikolaus für den gedungenen Sold

---

[1] Vergl. Schiller:

Und würfst du die Krone selber hinein
Und sprächst: „Wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König sein,"
Mich gelüstete nicht nach dem teuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende, glückliche Seele.

[2] Vergl. Schiller:

Der König darob sich verwundert schier
Und spricht: „Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm' ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelstein,
Versuchst du's noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meeres tiefunterstem Grunde."

Mit minder Stolz als Furcht dem Becher nachgesprungen.
Ein schaudernd: „Ach!“ tönt von dem Volk am Strand,
Es zählt mit Ängstlichkeit die schrecklichen Minuten,
In denen Nikolaus noch unter Wasser bleibt,
Und hofft mit jeder, nun wird er erscheinen.
Doch stets umsonst, die wilde Scylla stäubt
Sich stolz, mit Friedrichs Macht die ihre zu vereinen.
. . . . . Der unzufriedne Sinn
Des Volkes läßt sich immer lauter hören,
So wie die Woge rauscht, blickt alles hin,
Um trauriger, getäuscht sich wegzukehren.
Und eine Stunde ist entfloh'n
Und Nikolaus noch immer nicht erschienen. . . .“

Da schwimmt der Kaiser „wohlgemut in seinem prächtigen Nachen Messinas Strande wieder zu,“

„Indes Held Nikolas in guter Ruh'
Bei seinem goldnen Becher modert
Und einst am jüngsten Tag die hundert Gulden fodert.“

Diese langatmige, stümperhafte Reimerei hat Schiller, auf Kleists „Lob des einzigen Gottes“ aufmerksam geworden, wahrscheinlich gelesen. Aber wie hat er den fleckenvollen Stoff zu läutern und künstlerisch zu adeln verstanden! Statt eines verwegenen Abenteurers, der aus seiner Kunstfertigkeit ein Gewerbe macht, sehen wir in seiner Ballade den jungen, sanften Edelknappen, der vor den Augen seines Königs die stolzen Ritter durch den Beweis seines Mutes beschämt. Und mit welch' einer plastischen Gewalt weiß Schiller die Schrecknisse der Tiefe zu malen! Welch' dramatische Steigerung gewinnt die Ballade durch die Bitte der Königstochter, das grausige Spiel mit dem Leben des heldenmütigen Knappen nicht zu wiederholen, und welch' tragische Wendung nimmt das Gedicht, als die Königsmaid nun selbst gar der Preis wird, für den sich der Jüngling auf Leben und Tod hinunterstürzt! Wie erschütternd wirkt endlich das Verschweigen seines Todes, das mild verschleiernde: „Den Jüngling bringt keines wieder“! Wahrlich, wie Grillparzer in der „Sappho“, hat

Schiller es hier verstanden, aus mattem Gestein funkelnde Diamanten zu schleifen.

Die übrigen in dieser Epoche entstandenen poetischen Erzeugnisse Kleists bieten geringes Interesse.[1]

Im Spätsommer 1792 war Kleist nach Frankenhagen übergesiedelt. Hier, wo der Anblick des nahen Schlachtfeldes von Kunersdorf das Bild Ewalds von Kleist lebhafter vor seine Seele zurückrief, wollte der junge Schwärmer ganz der Liebe, der Poesie und dem Studium der Philosophen leben und „nach innerer Vervollkommnung streben". In seiner Gemahlin stand ihm eine mitstrebende und mitfühlende Freundin zur Seite. In ihrer Begleitung besuchte er öfters das nahegelegene Frankfurt, das damals noch eine Garnisons-, Universitäts- und Handelsstadt von zehntausend Einwohnern mit stillen, halb ländlichen Lebensformen war. Er verkehrte dort in dem elterlichen Hause Heinrichs von Kleist und fand wissenschaftliche und litterarische Unterhaltung und Förderung in den Kreisen der Frankfurter Professoren. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu diesen Gelehrten und Litteraten hörten auch später nicht auf, als er wegen ökonomischer Mißhelligkeiten bewogen wurde, sein Landgut zu verkaufen und sich in Ringenwalde bei Neudamm in der Neumark niederzulassen. Mehrmals im Jahre fuhr er nach der gewerbfleißigen Oderstadt hinüber und las dort in der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, zu deren Mitglied er ernannt worden war, seine schriftstellerischen Erzeugnisse vor, u. a. den bereits erwähnten „Versuch einer Charakterschilderung

---

[1] In der deutschen Monatsschrift v. J. 1792 veröffentlichte er noch „Der Bär und der Zaunkönig, eine Fabel". (S. Bd. I S. 57—60.) Antwort auf eine Epistel Gleims. (Bd. I S. 4 f.) Apollonia an den Dr. Kramer. (Bd. II S. 73—88.) Das Leben des Cervantes. (Bd. II 89—107.)

In Archenholtz' „Neuer Litteratur und Völkerkunde" Jhrg. 1792 St. 4 erschien eine Kritik „Über Gleim".

des Staatsministers Ewald von Hertzberg“ und die 1794 gedichtete Ode auf den Herzog Ferdinand von Braunschweig. In Ringenwalde zum Landrat ernannt, beschäftigte er sich — wie sein Verleger Friedrich Maurer bezeugt — außer mit dem Studium der Landwirtschaft „mit der Philosophie, der deutschen Sprache und der Geschichte“,[1] und wie früher das Glück der Liebe, besang er jetzt das Glück seiner Ehe mit Albertine. Was er der Braut einst zugerufen:

„Naht auch einst im Strom der Zeiten
Mir der letzte Augenblick,
Fühl' ich meine Kraft entgleiten,
Muß ich mit dem Tode streiten,
Fordert mich der Staub zurück:
Will ich segnen mein Geschick,
Will ich froh zum Grabe schreiten,
Albertine, drückst dann du
Mir die müden Augen zu!“[2]

wiederholt er jetzt der beglückten Gattin:

„Aber ruft mit bleichem Munde
Meine Baucis einst der Tod,
O, so laß in einer Stunde
Mich mit ihr im treuen Bunde
Seh'n des Jenseits Morgenrot.“

Beide Dichtungen sind vermutlich durch Bürgers „Hohes Lied von der Einzigen“ veranlaßt. Anklänge sind nicht selten, z. B.

„Sei willkommen, Fackelschwinger!
Sei gegrüßt im Freudenchor,
Schuldversöhner, Grambezwinger!
Sei gesegnet, Wiederbringer
Aller Huld, die ich verlor! — . . .
Hymen, den ich benedeie,
Der du mich der bangen Last
Endlich nun entladen hast,

[1] S. Vermischte Schriften S. V.

[2] Das Glück der Liebe, Berlin 1793, S. 21.

Habe Dank für deine Weihe
Sei willkommen, Himmelsgast!“ [1]

Ähnlich heißt es bei Kleist:

„Hymen, heilger Fackelschwinger,
Goldgelockter Götterſohn,
Seelenlenker, Freudenbringer,
Schenk' uns deinen Segenslohn!
Nymphen, naht im Jubeltanze,
Sprengt den dunklen Opferwein;
Komm' mit dem Vermählungskranze,
Komm', entzückte Psyche, pflanze
Hymen einen Myrtenhain.“ [2]

Das „Glück der Ehe“ war das letzte Geschenk seiner Muse. Denn schon ging sein junges Leben zur Neige. Mitten in seiner Schaffenslust überraschte ihn der Tod am 8. August 1797 zum tiefsten Schmerze seiner heißgeliebten Gemahlin. Trauernd standen zahlreiche Freunde und Verehrer an seinem Grabe. Sie hatten noch Großes und Tüchtiges von ihm erwartet.[3] Ob Kleist bei längerem Leben ihre Hoffnungen erfüllt hätte? Nach den uns hinterlassenen Jugendpoesieen zu urteilen, hatte er — um ein Wort Hebbels zu gebrauchen — den Weg zum Nixenbrunnen noch nicht gefunden, zu dem Nixenbrunnen nämlich, an dem man Geschichten erlauscht, wie die vom Erlkönig und vom Fischer, vom Glück von Edenhall und von der Loreley. Die einfachen Naturtöne des Liedes waren ihm versagt, und eine

---

[1] Gottfr. Aug. Bürgers Gedichte, herausgegeben v. Karl Reinhard, Wien. Bd. I S. 81 f.

[2] Das Glück der Ehe, Berlin 1796, S. 5.

[3] „Franz von Kleist“, sagt Friedrich de la Motte Fouqué, „bedurfte keiner Folie, um als Dichter zu leuchten. Die zarteste Blüte des Herzens und der Phantasie einigte sich in ihm mit einer Wohllauts-Gewalt über die Sprache, worin er sich wohl den edelsten Meistern der Kunst gegenüberstellen durfte. Meine jugendliche Seele war ganz Freude und Echoruf, so oft eine neue Dichtung von Kleist in die Welt hinaustönte.“ (Vergl. Fouqués Lebensgeschichte, Halle 1840. S. 97 f.)

sangbare Ballade sucht man unter seinen Poesieen vergeblich. Kleists dichterischer Vortrag zeigt in der Regel eine stark rhetorische Färbung oder er verflacht sich zu matten, kahlen, breiten Reflexionen. Am glücklichsten ist der Dichter in der politischen Ode oder Hymne (vergl. das Gedicht auf Mirabeaus Tod und die Ode an die Deutschen bei den französischen Unruhen), in denen seine Lyrik zündend, reinigend und erhebend aufflammt. Seine episch-didaktischen Versuche mit ihrem mythologischen Ballast sind dagegen für uns ungenießbar und mit Recht von der Nation vergessen. . . . Franz von Kleist trat auf, als es Frühling war im deutschen Dichterwalde; in dem tausendstimmigen Chor herrlicherer und gewaltigerer Melodieen sind seine jugendlichen Weisen verhallt.

YC147359